

Střítecký, Jaroslav

Mitteleuropa und seine Regionen

In: Střítecký, Jaroslav. *Studie a stati*. 1. Karafiát, Jan (editor). Vydání první
Brno: Filozofická fakulta, Masarykova univerzita, 2017, pp. 115-122

ISBN 978-80-210-8879-5; ISBN 978-80-210-8880-1 (online : pdf)

Stable URL (handle): <https://hdl.handle.net/11222.digilib/137799>

Access Date: 28. 11. 2024

Version: 20220831

Terms of use: Digital Library of the Faculty of Arts, Masaryk University provides access to digitized documents strictly for personal use, unless otherwise specified.

MITTELEUROPA UND SEINE REGIONEN

Hätte es 1278 die Schlacht bei Dürnkrut nicht gegeben, so müsste heute Claudio Magris über den Premysliden- statt über den Habsburgermythos nachsinnen. Hätte es die Schlacht bei Mohács (1526) nicht gegeben, könnte der Mythos den Namen der Jagellonen, nach anderen kleinen Schicksalskorrekturen wiederum den Namen der Piasten oder der Arpaden tragen. Wären am Nachmittag des 8. November 1620 am Weißen Berg die Aufständischen siegreich gewesen, so hätten wir alle – bei weitem nicht nur Tschechen samt böhmischen und mährischen Deutschen – die kontinuierliche Erfahrung eines riesigen Gebietes der mitteleuropäischen „Niederlande“, einer Ständedemokratie gemacht. Das Blutvergießen nach Regeln, gängig als Geschichte bezeichnet, führte oft im „Mitteleuropa“ genannten Raum wechselweise zu integrativen oder zu desintegrativen Veränderungen.

Manche glauben an die Notwendigkeit des auf solche Art und Weise Geschehenen und pflegen besonders die integrative Tendenz für einen Ausdruck der historischen Entwicklungsgesetze auszugeben; die desintegrative Gegentendenz wird beträchtlich weniger strapaziert, weil sie zum nostalgischen Heraufbeschwören des Vergangenen schlecht passt.

Kulturell jedoch gehörte dieser Raum eindeutig zum lateinischen Kulturkreis. Konstantin und Method gelang einst zwar, die päpstliche Anerkennung des Kirchenslawischen als liturgische Sprache zu erreichen, die Vorrangstellung der slawischen Liturgie endete in diesem Raum jedoch mit dem Tod ihres Begründers und des ersten pannonisch-mährischen Bischofs Method. Etwas in spezifisch kultureller Hinsicht „Mitteleuropäisches“ ist im Mittelalter kaum aufzustöbern. Selbstverständlich gab es hier neben der lateinischen Hochkultur eine ganze Fülle von sowohl vertikal als auch flächenmäßig reich strukturierten Kulturschichten und Kulturregionen. So war es damals allerdings überall in Europa.

Das Phänomen Mitteleuropa – lassen wir vorerst beiseite, ob es wirklich existierte oder nur geträumt war – entstand erst im Zusammenhang mit dem Modernisierungsprozess. Das Leben in der alten Monarchie hat sich fast in allen Dimensionen und Gesellschaftsschichten gründlich verändert, doch schien das Ergebnis von den anderen Erscheinungsbildern desselben Prozesses auffallend zu differieren. Noch im Nachwort zur DDR-Ausgabe vom *Mann ohne Eigenschaften* – kulturpolitisch zählte sie damals zu den erstrangigen positiven Ereignissen – sollte dem Leser zum besseren Verständnis des Werkes durch den aufklärenden Hinweis nachgeholfen werden, dass Kakanien eine operettenhafte Welt gewesen wäre. Nicht das Behauptete, sondern die Beunruhigung von der Berührung mit dem Unüblichen und Unbegreiflichen scheint mir daran wesentlich und interessant zu sein.

Eine jener dem Außenstehenden unverständlichen kakanischen Merkwürdigkeiten stellte die hohe und weit verbreitete Kultur der Form dar: die Kultur der Umgangsformen, der Uniformen, der bürokratischen Formen, der Formulare samt der Kunst, sie perfekt auszufüllen usw. Die Form war das Gesetz, sie musste unbedingt eingehalten werden, um das Zersetzen der Ordnung und der Sicherheit durch die unberechenbar durcheinander wirkenden Lebenskräfte zu vermeiden.

Das Sonderbare an der mitteleuropäischen Ausprägung des Formenkultes, den es sonst auch woanders gab, war seine sozial ungewöhnlich breite und tiefe Auswirkung und die damit verbundene Vielfältigkeit seiner Erscheinungsformen.

Selbstverständlich hatte der Formenkult im altösterreichischen, sich tiefgreifend sozial umstrukturierenden Vielvölkerstaat seinen durchaus praktischen Sinn: die konsequente Einhaltung der Form ermöglichte, jede erreichte Position glaubwürdig zu repräsentieren und den nicht immer imponierenden Weg dahin zu verdrängen; als ob die Formkultur, eigentlich aristokratischer Herkunft, enteignet und weitestgehend sozialisiert worden wäre.

Nicht nur die Funktion, sondern auch der Eigencharakter des mitteleuropäischen Formenkultes ist jedoch interessant. Er entsprang der Kombination zweier Tendenzen. Die erste war plebejisch bestrebt, sich auf das empirisch Gegebene und Greifbare zu verlassen und jedweder nicht handfest im Faktischen verankerten Abstrakten Denkungsart grundsätzlich infrage zu stellen. Die zweite wurde aus der Sehnsucht nach dem zuverlässig Allgemeingültigen der Lebensformen geboren. Dieser Geist, wie der gedoppelte Wappenadler, irrte von Erscheinungsform zu Erscheinungsform, von einer Kultur- bzw. Sozialschicht zu einer anderen. Die Musik von Brahms, Dvořák, Schoenberg, Webern oder die Formenästhetik Zimmermanns, Hanslicks, Hostinsky's brachte ihn zum Ausdruck, ebenso wie die phänomenologische Soziologie Schützens, die Kelsensche normative Rechtschule, die österreichische Schule der Nationalökonomie, die Wittgensteinsche, die Poppersche, die sprachpositivistische Denkungsart oder wie die inzwischen

weltberühmt gewordene österreichische Literatur von Franz Kafka über Musil, Broch, Canetti und Heimito von Doderer, Thomas Bernhard bis zu Peter Handke.

Selbstverständlich dürfen in diesem Zusammenhang die Architektur und die bildenden Künste der österreichischen Moderne nicht unerwähnt bleiben. Ihre Rezeptionsgeschichte war von allen anderen Früchten dieses Geistes vielleicht am wenigsten geradlinig, was ja schon der einfachste Vergleich der schnellen Verbreitung des Kubismus mit der um Jahrzehnte verzögerten Anerkennung der Malerei von Klimt und Schiele als eines legitimen Bestandteiles der modernen Kunst verrät. Zu den Folgen des Ersten Weltkrieges zählte also nicht nur der Untergang der alten Monarchie, sondern beinahe auch der Untergang der durch links avantgardistische Strömungen verdrängten österreichischen Moderne. Allzu oft musste sie durch Umwege, nicht selten waren sie biographisch, durch englische oder amerikanische Vermittlung (z. B. Hermann Broch oder Elias Canetti) wiederentdeckt werden.

Ohne in dieser kurzen Einleitungsrede übermäßig theoretisieren zu wollen, möchte ich darauf aufmerksam machen, dass die vermeintliche wie auch die wirkliche Unregelmäßigkeit, das angeblich „Operettenhafte“ in der Seele Kakaniens, durch die Asynchronie des Modernisierungsprozesses bedingt wurde.¹

Die asynchrone Modernisierungsvariante unterscheidet sich von der synchronen („französischen“) dadurch, dass die einzelnen Schichten der modernisierenden Verwandlung zeitlich weit voneinander auftreten und weitgehend unabhängig sind. Die Kultur scheint dabei mächtiger und selbständiger als in der synchronen Variante zu wirken, denn sie kam während der ersten Modernisierungsschritte zu Wort und blieb weiterhin durch mehrfache Ersatzfunktionen belastet.

Sie wurde auch zu einem einzigartigen Speicher der individuellen wie auch kollektiven Lebenserfahrung. Mehrmals hat die hohe und sozial überraschend verbreitete Kultur der Form Aufsehen erregt. Kollege Bělohradský wies darauf hin, dass die Monarchie eine der späten Varianten der universalistischen Idee des Reiches darstellte, was zur Hypertrophie der Legalität auf Kosten der Legitimität geführt hätte.² Wenn auch die Wurzeln eines solchen Universalismus vergangenheitsgebunden waren, zeichnete der vielfach lebensgeschichtlich ausgetragene und auffallend oft künstlerisch gestaltete Konflikt des zur fast absoluten Form ausgehöhlten Legalen mit der legitim inhaltlichen Fülle des individuell wirklichen Menschenlebens die krassen Entfremdungs- und Vernichtungsgeschichten

1 STRÍTECKÝ, Jaroslav. *Die tschechische nationale Wiedergeburt: Mythen und Denkanstöße*. Siche S. 96–114; STRÍTECKÝ, Jaroslav. Identitäten, Identifikationen, Identifikatoren. In HARTMANN-SCHMIDT, Eva (Hrsg.). *Formen des nationalen Bewußtseins im Lichte zeitgenössischer Nationalismustheorien*. München: Oldenbourg, 1994 s. 53–66.

2 BĚLOHRADSKÝ, Václav. *Mitteleuropa: rakouská říše jako metafora*. In BĚLOHRADSKÝ, Václav. *Přirozený svět jako politický problém*. Praha: Československý spisovatel, 1991, S. 39–60.

unseres Jahrhunderts vor. Nach 1914 konnte es als Botschaft aus dem Labor des Weltuntergangs verstanden werden.

Bekanntlich gibt es mehrere Mitteleuropabegriffe:

1. den kleindeutschen Mitteleuropabegriff;
2. den österreichischen Mitteleuropabegriff;
3. den böhmisch-ungarisch-polnisch-slowakisch-slowenischen usw. Mitteleuropabegriff,³ den man vielleicht wegen der Kürze und Vollständigkeit als den in den Nachfolgestaaten gereiften Mitteleuropabegriff bezeichnen sollte.

Der für unser Thema interessanteste Mitteleuropabegriff ist der dritte. Der erste wird nolens volens machtpolitisch und ökonomisch geprägt, womit unsere wiedervereinigten Nachbarn ihre Schwierigkeiten haben werden, mögen sie tun oder nicht tun, was sie wollen. Der zweite gehört der kulturell ruhmreichen Vergangenheit an, die in ihren aktuellen Erscheinungsbildern eher nachklingt und als eine gewisse Abgrenzung dem Deutschtum gegenüber fungiert. Der dritte jedoch ist schon dadurch merkwürdig, dass er von Intellektuellen eben jener Völker, die aus dem altösterreichischen Völkerkerker erfolgreich ausgebrochen waren, kreiert und eifrig getragen wurde. Selbstverständlich war es ein Mythos, ein bewusst geträumter Mythos über ein Königreich des Geistes.⁴ Der Zusammenhang der Wiederbelebung dieser Vision (M. Kundera, G. Konrad, Cz. Milos und andere) mit der Spätphase der kommunistischen Herrschaft ist bekannt. Deshalb meinen viele, dass damit nach der großen Wende 1989 Schluss sei. Die Wurzeln des dritten Mitteleuropabegriffes auf die politischen Zusammenhänge der siebziger und achtziger Jahre zu reduzieren wäre allerdings grundfalsch.

Er ist im besondern Maße subjektiver Prägung, eng mit der Frage verbunden, was oder wer wir sind, worin der Sinn unserer historischen Existenz liegt.⁵ Der neurotische Selbstlegitimierungszwang verrät eine gewisse Identitätsschwäche.

3 Vgl. MAIER, Ch. S. Wessen Mitteleuropa? Das Zentrum Europas zwischen Erinnerung und Vergessen. In PRISCHING, Manfred (Hrsg.). *Identität und Nachbarschaft. Die Vielfalt der Alpen-Adria-Länder*. Wien: Bohlau, 1994, S. 194.

4 Ibidem, S. 196.

5 Bei Tschechen ist das öffentliche Nachsinnen über den Sinn ihrer Nationalgeschichte fast zur Besessenheit geworden. Wann immer es nur einigermaßen möglich war, wurde die Debatte darüber von Neuem entfacht. Keine politische Wende, keine Umorientierung, sei sie folgenswer oder nur im seichtesten Sinne tagespolitisch, geschah und geschieht ohne einen solchen Legitimierungsversuch. Nur ansatzweise erwähne ich Palacký, Havlíček, Masaryk, Kaizl, Pekař, Schauer, Rádl, Patočka, Kosík, M. Kundera, Havel, Pithart, Přihoda, Dienstbier usw. Die Macht der quasihistorischen Symbolik über die Gefühlswelt meiner Landsleute scheint noch größer und kontinuierlicher als bei den einstigen hysterisch kleindeutschen Nationalisten zu sein. Erst vor Kurzem jedoch gelang es Miloš Havelka, die komplette Dokumentation einer der wichtigsten Phasen der tschechischen Orientierungsdebatte (1895–1938) im Prager Verlag Torst herauszugeben; die bis in die neueste Zeit reichende Fortsetzung dieser Dokumentation, die unter anderem die im Samisdat erschienenen Äußerungen der tschechischen Dissidenz bringen sollte, befindet sich in Vorbereitung. HAVELKA, Miloš (Hrsg.). *Špor o smysl českých dějin 1895–1938*. Praha: Torst, 1995.

Ihre krampfhaft Kompensierung machte den besonders destruktiven Charakterfehler mitteleuropäischen Nationalismen aus, ihre sanfte Verinnerlichung nährte wiederum die charakteristisch mitteleuropäische Nostalgie, und zwar nicht nur bei jenen, die eher zu den Opfern des im Jahre 1918 gipfelnden Desintegrierungsprozesses zählten, sondern auch bei jenen, die glaubten, von ihm profitieren zu können.⁶

Im Zusammenhang mit unserem Tagungsthema möchte ich auf eine Problemdimension aufmerksam machen, der in der nationalgeschichtlichen Perspektive bestenfalls nur mehr eine marginale Bedeutung zukommt: auf das Zentrum – Provinz – Polarität, auf die Spannung zwischen dem Zentralismus und dem Regionalismus.

Regionen gab es immer. Während der letzten zwei Jahrhunderte gerieten sie jedoch immer häufiger und tiefer in Konflikte mit der zentralistisch-legalistischen Ausrichtung des Staates, welche als eine die Industrialisierung, die Verbreitung des einheitlichen Marktes, das Schulwesen, die Kodifizierung der Einheitssprache und die rasch fortschreitende Alphabetisierung und Kulturhomogenisierung gestützte säkularisierte Verwirklichung der Reichsidee verstanden oder missverstanden wurde. Standen die einzelnen Bestandteile dieses Integrierungsprozesses im engeren oder lockeren Verhältnis zur Staats- und Verwaltungsmacht, so ging es doch immer um den zentralisierenden Druck. Unter diesem Druck sind Regionen zur Randerscheinung, zum Provinziellen und Peripheren herabgesunken. Deshalb kam das Regionale im vorigen Jahrhundert so oft nur verzerrt zum Ausdruck, paradoxerweise national gebunden, sich mit dem tatsächlich oder auch nur vermeintlich Überregionalen hysterisch identifizierend oder sich ebenso hysterisch dagegen wehrend, fast immer von symbolischen, wenn auch meist frei erfundenen, Identifikatoren⁷ schwer belastet. Nur so konnte beispielsweise die „größte tschechische Stadt“ Wien unseren Urgroßvätern zur Hochburg der Tschechenfeindlichkeit werden.

Das wirklich Regionale schien zu einer den Repräsentationsakten der unifizierten Zentralmacht angepassten Folklorekulisse zusammenzuschrumpfen. Völlig anders war es allerdings im regionalen Alltag, wo man quer durch alle Sprach- und sogar Staatsgrenzen, quer durch allerlei Rechtsnormen kommunizieren musste, wenn man leben wollte. Darin beruhte die unwiderstehliche Anziehungskraft des „ungeformten“ Menschenlebens, seiner pragmatischen Weisheit, seiner beunruhigenden Triebhaftigkeit, seiner bodenlosen Leidenschaftlichkeit usw. für

6 Kennzeichnenderweise ist bei den Tschechen der Zwischenkriegszeit, bei den republikanisch gesinnten Masaryk-Tschechen also, Josef Roth zum beliebtesten deutschsprachigen Schriftsteller geworden. Dabei blieb es bis zur Wende 1989. In den sechziger Jahren konkurrierte ihm in der Popularität beim tschechischen Leserpublikum Heinrich Böll, dessen Werke jedoch nach 1970 nicht mehr auf Tschechisch erscheinen durften, was sich erst kurz vor der Wende 1989 zögernd zu ändern begann.

7 STRÍTECKÝ, Jaroslav. Identitäten, Identifikationen, Identifikatoren, op. cit.

die Uniformierten oder sonst ordnungsgemäß Geformten. Diese verführerische Kluft zwischen der gelebten und der geformten, der regional ursprünglichen und der zentralistisch unifizierten Welt wurde in der österreichischen Kunst, Literatur und Wissenschaft reichlich belegt.⁸

Mit der großen Wende 1989 ist die Stunde gekommen, in der es unerwartet möglich geworden ist, nicht nur unsere gemeinsame Vergangenheit frei zu analysieren, sondern auch nachzuweisen, ob und was wir davon gelernt haben.

Die Spannungen nicht nur zwischen den alten sowie neuen Zentren und Provinzen, sondern auch zwischen dem, was für die Geworfenheitskoordinate des Lebens gehalten wird und den bis vor kurzem marginalisierten Lebensinhalten begannen neue Gestalten anzunehmen und neue Lösungsversuche zuzulassen bzw. zu erfordern. Nicht nur die Verhältnisse im ehemaligen Ostblock, sondern die Idee Europas samt der Perspektive der europäischen Integration haben sich tiefgreifend verändert. Stralsund, Dresden, Prag oder Brünn befinden sich nicht mehr östlich von Wien.⁹ Die neuen oder altneuen Nationalismen sind keinesfalls als eine Zerfallserscheinung des Ostblocks allein zu deuten; wenn auch die Gründe dafür unterschiedlich sind, so darf man doch die Problematik der Nordiren, der Katalanen, der Schotten, der Nord- und Südtaliener, vor allem jedoch die aktuellsten Zusammenstöße auf dem Balkan nicht außer Acht lassen. Die Tatsache, dass gewisse Teile des Balkans kommunistisch verwaltet worden waren, gehört zwar zur Anamnese der jeweiligen Einzelprobleme, kaum jedoch zu dem letzten und wesentlichen Erklärungsgrund der zerstörerisch wiederaufflammenden Nationalismen.

8 Am klarsten kommt der Zusammenhang des besprochenen Konflikts der Spannung zwischen dem Regionalen und dem zentral Geformten vielleicht bei Joseph Roth zum Ausdruck. Wenn in seinen Erzählungswerken z. B. ein Mann und eine Frau sich liebevoll und spontan (also nicht der Pflichterfüllung, der Einhaltung der Ordnungsformen wegen) einander hingeben, kann man mit Sicherheit eine Katastrophe erwarten: entweder werden die Lebensformen samt ihren Trägern durch den Ausbruch einer solchen Spontaneität zerrüttet, oder das Spontaneitätselement durch die nachfolgende Repression seitens der Formenordnung erwürgt; nicht selten tritt in der Rolle des Vollstreckers der Systemrache die absolut souveräne Form: der Tod. Eine eigenständige Variante des Tristanschen Motivs also, in der der Konflikt und Zusammenhang zwischen Liebe und Tod nicht in die Esoterik der Gefühlswelt, sondern in den Soziokulturell realen Zusammenstoß des zentralistisch/universalistisch Formenden mit der von ihm noch „ungeformten“, ja – unformierbaren legitimen Lebenskraft des regionalen Alltags eingeht. Nicht von ungefähr sind z. B. die Mütter derer von Trotta vom Romancier schon von vornherein in ihre Gräber abgeschoben: in der patriarchalischen Formenwelt haben sie eigentlich nichts zu suchen, wenn ihre rein lebensspendende Rolle mit der verführerisch todesspendenden oder lebensfroh dirnenhaften nicht vertauscht werden soll. – Den Zusammenstoß der Lebenslegitimität mit der Ordnungslegalität findet man z. B. bei Leoš Janáček, Alban Berg, Egon Schiele usw. Wie auch bei jenen, die versuchten, der Verführungsmacht der „regionalen“ Lebenskräfte durch die Steigerung der universell geltenden Formierungskraft zu begegnen (A. Schoenberg, F. Kafka, O. Březina, R. M. Rilke, A. Webern usw.)

9 Nicht zum ersten Mal hat sich der Symbolische Wert der europäischen geographischen Begriffe verändert. Hans Lemberg hat zum Beispiel darauf hingewiesen, dass Russland für die West- und Mitteleuropäer des 17. Jahrhunderts ein Reich des Nordens bedeutete.

Zur vorwiegend der nachfolgestaatlichen Nostalgie sowie dem Widerwillen gegen die nachfolgende Eingliederung ins Nazi- und danach Sowjetimperium entwachsenen subjektiven Variante der Mitteleuropaidee kam durch die letzte große Wende wiederum die objektive Komponente hinzu: Es ist zu erwarten, dass die Regionen an Gewicht und Bedeutung beträchtlich gewinnen werden. Keine der Stabilisierungsvarianten kann ohne diese Dimension, ohne eine angemessene und funktionsfähige Entwicklung der die nationalen und nationalstaatlichen Grenzen übergreifenden regionalen Strukturen auskommen, soll die europäische Integrierung in diesem Raum nicht zum bloßen Verband der nationalstaatlichen Zentralismen werden. Die Reaktion dagegen würde höchstwahrscheinlich das altbekannte Gesicht der national-emanzipativen Befreiungsbewegungen annehmen. Was das hieße, wenn ein derartiges Potential unkontrollierbarer und ausschließlich nach Entladung lechzender Aggressionen freigesetzt würde, möge man sich lieber nicht einmal vorstellen. Und nicht genug damit: durch eine solche Entwicklung könnte die gefährlichste Nostalgie wiederum ins Spiel gebracht werden: denn mit den allseits unkalkulierbar tobenden Aggressionen verglichen, erschiene die vor 1989 in einen „östlichen“ und einen „westlichen“ Block gesplante Welt immerhin als relativ zuverlässig befriedet; den einstigen Preis für eine solche Befriedung zu vergessen, wäre angesichts der tagtäglichen Steigerung der Brutalität nur menschlich.

Nur selten hat man mit diesem Problemgeflecht so reiche Erfahrungen sammeln müssen, wie es eben in Mitteleuropa der Fall war: das Ringen zwischen dem Zentralismus und seinen zuerst ständisch- oder landespatriotischen und danach nationalistischen Gegenbewegungen machte kontinuierlich in verschiedenen Spielvarianten den Inhalt unserer damals noch besonders in diesem Punkte gemeinsamen Geschichte aus. Eine der wertvollen Erfahrungen dieser Geschichte ist, dass dieselben funktionellen Positionen innerhalb der Problemstruktur wechselweise von den grundverschiedensten politischen Bestrebungen besetzt werden können. Einfacher gesagt: von demselben Strukturkonflikt können die verschiedensten, widerspruchsvollsten Politideologien ausgiebig parasitär leben.¹⁰

Die echte Chance von heute sehe ich unter diesen Umständen zunächst in der (Wieder-) Eröffnung und Entfaltung der lebensnahen Kommunikationsbereiche. Der große Vorteil fast aller möglichen mitteleuropäischen Euroregionen beruht darin, dass sie mindestens zweisprachig sind und dass sie durch verschiedenste Staatsgrenzen überschreiten. Früher, besonders in den Zeiten des regsten

¹⁰ Durch den Josephinismus oder durch die verfassungstreu liberalen Bestrebungen nach 1867 wurde die Position des Zentralismus im Geiste der Modernisierung, im Vormärz hingegen von der Metternichschen Variante eines konservativen Gleichgewichtszentralismus besetzt. Die regionalen Gegenpositionen wurden ebenfalls einmal modernistisch-emanzipativ, dann wieder ultrakonservativ, präfaschistisch und letztlich faschistisch besetzt. Daher zum Beispiel die Schwierigkeit, den Nationalsozialismus in diesem Problemrahmen eindeutig einzustufen.

„euroregionalen“ Kommunizierens, wurde dies für ein Verhängnis gehalten, weil es die nationalistischen Spielereien störte. Heutzutage stehen wir immer noch vor der Möglichkeit, die lebensnahe Kommunikation innerhalb der Regionen von den nationalistischen Belastungen abzukoppeln, sie frei zu setzen, ohne die alten Ängste vor dem Identitätsverlust aufzustacheln. Immer noch steht uns diese Möglichkeit offen. Wie viel Zeit bleibt uns übrig?

Die Euroregionalisierung sollte jedoch keinesfalls eine neue Provinzialisierung bedeuten. Es darf nicht um bloße Entwicklungshilfe jener bisher im Schatten der Zentren stehenden Regionen gehen, sondern um die Hoffnung, dass die Integrierungstendenz und die Tendenz zur Eigenentwicklung der Regionen im Begriff sind, komplementär zu werden.

Nach der Wende haben viele behauptet, dass es mit der dritten (subjektiven) Variante der Mitteleuropaidee in einer Sackgasse geraten ist, weil wir sowieso einzeln, jeder für sich, eines Tages nach Brüssel werden pilgern müssen. Eben diese Sichtweise – obwohl sie vorgibt, aus der neuesten Konstellationsveränderung die Konsequenzen zu ziehen – bleibt in den überlebten nationalstaatlichen Maßstäben von gestern gefangen.

Damit will ich nicht leugnen, dass der Wunschtraum eines Reiches des Geistes, der vielen von uns half, die Ungunst der Zeit einigermaßen menschenwürdig zu überleben, völlig nostalgiefrei gewesen wäre. Im Wesentlichen ging es jedoch darin keinesfalls um die Wiedererrichtung eines wenigstens in kultureller Hinsicht mächtigen Reiches der Mitte, sondern um den Wert und Reiz der authentisch gelebten Unterschiede. Um dasselbe geht es, wenn ich es richtig sehe, im vernünftig und kreativ gepflegten Regionalismus, der auf eine etwas unerwartete Art und Weise behilflich werden könnte, das Gleichgewicht zwischen der uralten universalistischen Integrierungstendenz und der ebenso ursprünglichen Tendenz, die Legitimität der individualisierten Lebensinhalte – andere gibt es nicht! – wieder herzustellen und zu bewahren.